



Theodor Goethe

Ein Husar namens Goethe

Aus dem Leben eines sächsischen Husaren und aus dessen
Feldzügen 1809, 1812 und 1813 in Polen und Russland

Ein Husar namens Goethe

Aus dem Leben eines sächsischen Husaren
und aus dessen Feldzügen 1809, 1812 und
1813 in Polen und Russland

von
Theodor Goethe,
königlich preußischer Steuerrat a.D.
Ritter des roten Adler-Ordens, 4.Klasse

Engelskirchen

2009

Fachverlag Amon

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Einleitung

1.Kapitel Engagement beim sächsischen Husaren-
Regiment - Marsch nach Warschau im Jahre 1808 -
Feldzug 1809 in Polen und Sachsen - Gegen den
braunschweiger Herzog

2.Kapitel Auf dem Zuge nach Russland - Marsch nach Polen
im Jahre 1811 - Die Sachsen an der wolynischen
Grenze

3.Kapitel Abenteuer in der Schlacht von Gorodeczna - Tod
des Bruders - Am Styrflusse

4.Kapitel Rückzug zum Bug - Im Gefecht bei Wolkowisk -
Nochmaliger Vormarsch

5.Kapitel Trennung von der Truppe - Krank und Verlassen -
Äußerstes Elend - Ankunft in der Heimat

6.Kapitel Hin- und Herzüge im Jahre 1813 bis zu meiner
Anstellung im Zivildienste 1816

Vorwort

Die vorliegenden Blätter, auf welchen ich die Erinnerungen aus einem vielbewegten Soldatenleben in den Jahren 1809, 1812 und 1813 niederschrieb, waren ursprünglich bloß für meine Familie bestimmt. Da ich jedoch bedachte, dass selbige insofern für das Publikum wohl einiges Interesse haben könnten, als solche auch meine Beobachtungen und Erlebnisse in dem verhängnisvollen Feldzuge enthalten, so entschloss ich mich, diese Blätter dem Drucke zu übergeben, um so mehr, als noch keiner von den einzelnen Kriegern, welche mit dem sächsischen Husaren-Regimente nach Russland gezogen waren, seine Erfahrungen und Anschauungen der Öffentlichkeit übergeben hat.

Von meinem damaligen Standpunkte aus, als Fourier, habe ich zwar nur Gelegenheit gehabt, alles das genau beobachten zu können, was sich bei dem gedachten Regiment und in dessen nächsten Umgebungen zugetragen hat; doch habe ich auch nebenbei noch der Stellungen und der Bewegungen anderer Truppenteile gedacht, soviel mir davon bekannt ist. Diese, der besseren Übersichtlichkeit wegen, in der Form eines Tagebuches erfolgte Darstellung soll ja aber auch keine Geschichte des russischen Feldzugs ein, sondern bloß ein Bruchstück derselben bilden.

Mit Zuhilfenahme meines treuen Gedächtnisses, welches alle Begebenheiten in sich frisch aufbewahrt hat, und der von mir aufgezeichneten Notizen habe ich die Ereignisse in Russland so dargestellt, wie sie sich wirklich dort zugetragen haben, dabei habe ich mich aber von allen politischen Reflexionen fern gehalten.

Seit dem verhängnisvollen Feldzuge in Russland sind nun zwar schon viele Jahre verflossen; es werden aber Mitteilungen aus demselben auch jetzt noch nicht ohne

Interesse sein, da ein solcher Feldzug, welcher so viele Menschenleben kostete und in dem die Krieger nicht allein mit dem Feinde, sondern auch mit großer Kälte und Entbehrungen aller Art zu kämpfen hatten, immer denkwürdig sein und bleiben wird.

Halle an der Saale

Theodor Goethe

Einleitung

Die vorliegenden Erinnerungen eines entfernten Verwandten des großen deutschen Dichters Johann Wolfgang von Goethe werden nun erstmals seit 1853 wieder der interessierten Öffentlichkeit übergeben.

Der Autor selbst stammte aus einfachen Verhältnissen und gelangte über einen Bekannten seines Vaters zum Militär, dass ihm, der er doch in einem Büro eingesperrt werden sollte, so lockend und erstrebenswert zu sein schien. Was war es doch für ihn eine Lust in der farbenfrohen Uniform eines königlich sächsischen Husaren in der Stadt zu paradieren. Viel härter trafen ihn doch später die Gefahren und Erlebnisse der Feldzüge der Jahre 1809 und besonders der Russlandfeldzug von 1812, der ihn beinahe – wie so viele seiner Kameraden – verschlungen hätte. Ein kleiner Spielball auf dem unendlichen Meere der Weltgeschichte!

Wie der Autor selbst beschreibt, so war sein Werk erst nur für den engeren Kreis seiner Familie und Freunde gedacht. So ist es doch für die Leserschaft der Gegenwart ein Glück, dass er sich später anders entschieden hat. Selbst in seiner untergeordneten Stellung als Fourier oder wie wir es heute bezeichnen würden: Versorgungsunteroffizier, der sächsischen Husaren, kann er uns doch vieles über das Leben in einer Garnison, dem täglichen Dienst, den Gefahren und Nöten eines Feldzugs und dem allgemeinen Übergang von Militär und Zivil vom Ancien Regime hin zur Moderne des beginnenden 19. Jahrhunderts erzählen.

Der vorliegende Text wurde in das heutige Schriftbild transkribiert, Fußnoten wurden dort eingesetzt, wo man dem heutigen Leser weitere Erklärungen und Informationen über im Text verwendete Begriffe oder angesprochene Orte oder Personen von Interesse geben wollte.

Engelskirchen im Mai 2009

Der Verleger

1.Kapitel

Engagement beim sächsischen Husaren-Regiment - Marsch nach Warschau im Jahre 1808 - Feldzug 1809 in Polen und Sachsen - Gegen den braunschweiger Herzog

Den 24.März 1789 wurde ich zu Weißensee in Thüringen geboren, wo mein Vater, August Christoph Goethe, Sergeant bei dem dort in Garnison stehenden Infanterie-Regimente *Prinz Clemens* war.

Derselbe stammte aus Wiehe, einer kleinen Stadt in der so genannten güldenen Aue gelegen, wo er im Juli 1749 geboren ward und woselbst dessen Vater, Gottfried Christian Goethe, die Profession eines Färbers betrieb. Mein Vater, in fast dem gleichem Alter mit dem Dichter Johann Wolfgang Goethe in Weimar, welcher Letztere am 28.August 1749 in Frankfurt geboren und 1782 in den Adelstand erhoben wurde, musste mit demselben verwandt gewesen sein. In welchem Grade kann ich jedoch nicht bestimmen und nur so viel angeben, dass mein Vater, als ich noch Schulknabe war, oft von Verwandten sprach, welche wir in Frankfurt am Main hätten. Diese Verwandtschaft erscheint auch um so wahrscheinlicher, als nach einem Aufsätze im Frankfurter Konversationsblatte Nr.204, Seite 814 vom 28.August 1849 des Dichters Großvater, Friedrich Georg Goethe, am 07.September 1657 in Artern geboren ward, wo dessen Vater als Hufschmiedemeister lebte. Die Voreltern meines Vaters aber in Wiehe wohnten, welche beiden Orte nur 2½ Stunden auseinander liegen, auch unser Geschlechtername „Goethe“ nach dieser Schreibart in beiden Orten nicht weiter vorkommt.

Mein Vater, welcher, nachdem er vom Militär abgegangen war, eine kleine Anstellung bei der Accise¹ in Lobstädt und später in Borna bekommen hatte, starb zeitig, wie ich noch

bei dem Accisinspektor Zeidler in Kirchberg war, wohin ich gleich nach meiner Konfirmation gebracht wurde, um mich dort für das Expeditionsfach auszubilden.

Später kam ich in die Expedition des Acciskommissars Porst in Pegau, wo ich aber nur zwei Jahre blieb, da meine Freiheit dort sehr beschränkt war. Denn außer den Geschäftsgängen in der Stadt durfte ich in der Woche nie ausgehen oder einen Spaziergang machen; nur Sonntags nach der Kirche war mir erlaubt, mich des Nachmittags zwei Stunden im Freien zu bewegen. Diese klösterliche Eingezogenheit verleidete mir den längeren Aufenthalt in diesem sonst so achtbaren Hause.

Da ich nun viel Lust zum Militär in mir verspürte, so schrieb ich an den Standartenjunker Nerrlich, welcher bei den Husaren in Wiehe stand und der meinen verstorbenen Vater gekannt hatte, dass ich Willens sei, mich bei dem Husaren-Regiment zu engagieren, wenn die Aussicht vorhanden wäre, dass ich als Fourier dabei angestellt werden könne. Nerrlich hatte meinen Brief an den Oberst des Regiments Damm von Pflugk² gegeben, worauf mir der Rittmeister Freiherr von Czettritz³ schrieb, dass er von dem Obersten, welchem meine Handschrift gefallen habe, den Auftrag erhalten habe, mir zu eröffnen: dass zwar für den Augenblick die Stelle eines Fouriers im Regimente nicht offen sei, ich jedoch bei der ersten Erledigung einer solchen berücksichtigt werden solle. Bis dahin müsse ich mich aber als Husar engagieren müsse, um den Dienst kennen zu lernen. Wollte ich daher darauf eingehen, so möchte ich alsbald als möglich nach Artern kommen und mich persönlich bei ihm melden. Die mir in diesem Schreiben eröffnete Aussicht und meine vorherrschende Neigung zum Soldatenstande bestimmten schnell meinen Entschluss.

Ich legte daher den empfangenen Brief meinem Prinzipal gleich vor und bat um meine Entlassung. Derselbe war aber eben nicht sehr erfreut über mein Begehren und sucht mich

durch eindringliche Vorstellungen von meinem Entschlusse abzubringen, indem er mir auseinandersetzte, dass der Soldatenstand äußerlich zwar glänzend erscheine, aber sehr viele Schattenseiten habe. Namentlich der Soldat im Kriege großen Gefahren ausgesetzt sei und so mancherlei Beschwerden ertragen müsse. Ferner, dass, wenn ich noch einige Jahre in seiner Expedition bliebe, er mir durch seine Vermittlung eher zu einer festen Anstellung bei der Accise verhelfen könne, als wenn ich Soldat würde.

Doch alle diese wohlgemeinten Vorstellungen konnten mich von dem einmal gefassten Entschlusse nicht abbringen, denn die jugendliche Fantasie war sehr geschäftig, mir das Bild eines Husaren recht reizend darzustellen. Hätte ich damals ahnen können, welche Drangsale mich später im russischen Feldzuge erwarteten, so hätte ich diesen Vorstellungen gewiss mehr Gehör geschenkt, was ich in diesem unglücklichen Feldzuge oft bitter bereut habe.

Da nun der Acciskommissar Porst sah, dass alles Zureden vergeblich sei, so entließ er mich denn endlich, nachdem er mir ein Dienstzeugnis ausgestellt hatte, worin unter anderem auch gesagt wurde, „dass, nachdem ich mir nützliche Kenntnisse erworben und mich für das Expeditionsfach brauchbar gemacht hätte, ich nun meiner Neigung zum Militär folgen wolle.“

Nachdem ich von meinem würdigen Prinzipal, den ich im Jahre 1824 von Merseburg aus in Leipzig besucht habe, Abschied genommen hatte, schritt ich, das Ränzeltuch auf dem Rücken, zum Pegauer Stadttor hinaus, freudig und wohlgemut, denn ich fühlte mich frei wie ein Vogel in der Luft, da ich der Fesseln entledigt war, die mich seither an das Haus meines Prinzipals gekettet hatten. Wenn ich bedachte, dass mein Lieblingswunsch, Husar zu werden, nun bald in Erfüllung gehen sollte, so kannte mein Entzücken keine Grenzen mehr und ich jubelte laut in die Luft hinein.

So zog ich den froh und glücklich meines Weges dahin, die Richtung auf Weißenfels nehmend, kam aber in Freiburg an der Unstrut, wo ich zu übernachten gedachte, so ermüdet an, da ich einen Weg von fast 5 Meilen zurückgelegt hatte, eine so starke Fußwanderung aber nicht gewohnt war. Im Gasthofs am Markte, wo ich einkehrte, konnte ich nur noch ein Streu zu meinem Nachtlager bekommen, da die vorhandenen Betten von anderen Reisenden schon in Beschlag genommen worden waren. Der Jubel, mit welchem ich heute Morgen Pegau verlassen hatte, war jetzt ganz verstummt, denn es schmerzten mich nicht nur die Füße sehr, welche wund gegangen waren, sondern ich konnte auch auf der ungewohnten Streu nur wenig schlafen.

Von Freiburg aus führt der Weg nach Artern über Bibra und Wiehe, auf welchem ich denn auch des anderen Tages weiter wanderte. Heute sollte mich aber wieder ein anderes Missgeschick treffen. Unbekannt mit der Gegend, die ich durchzog, war ich nämlich zwischen Bibra und Wiehe vom rechten Wege abgekommen und in eine ganz falsche Richtung fortgegangen, bis ich durch Leute, welche mir begegneten, zurecht gewiesen wurde, nachdem ich schon einen Umweg von zwei Stunden gemacht hatte. Es vereinigten sich sonach manche Fatalitäten auf meinem Wege zum Husaren-Regiment; daher schien es, als wenn ich dadurch einen kleinen Vorgeschmack von den Widerwärtigkeiten bekommen sollte, welche mich später im Laufe meines Soldatenlebens erwarteten.

Es war im November 1806, wenige Wochen nach der Schlacht bei Jena, als ich in Artern ankam und mich in einem Alter von nicht vollen 18 Jahren beim sächsischen Husaren-Regimente engagierte, welches, nachdem Sachsen für neutral erklärt worden war, wieder seine alten Standquartiere in Thüringen bezogen hatte.

Nachdem ich mich bei dem Rittmeister Freiherrn von Czetztritz gemeldet hatte, sodann vom dem Regimentsarzt

untersucht und für gesund befunden worden war, wurde ich dem Oberst und Regimentskommandeur Damm von Pflug vorgestellt. Dieser teilte mich seiner in Artern stehenden Eskadron zu, von welcher er Chef war und die der Rittmeister von Czettritz kommandierte, worauf ich als Husar eingekleidet und vom Auditeur auf die Kriegsartikel verpflichtet wurde.

Bei meiner vorherrschenden Neigung zum Soldatenstande hatte ich deshalb bei dem Husaren-Regiment Dienst genommen, weil dasselbe mit seinen glänzenden Uniformen mir besonders wohl gefiel und weil dieses Regiment bei Errichtung desselben im Jahre 1791 von den Dragonern und Kürassieren dazu abgegebenen Stammmannschaften größtenteils aus Freiwilligen bestand. So gab es bei dem Husaren-Regimente Studenten, Kaufleute, Ökonomen, Schauspieler, Handwerker, mithin Leute aus allen Ständen, die sich freiwillig bei demselben engagiert hatten.

Der Andrang war so groß, dass sie, wenn die Eskadronen schon vollzählig waren, nicht gleich engagiert werden konnten, sondern einstweilen als überkomplette Rekruten beurlaubt werden mussten. So hatte manche Eskadron gegen 20 und 30 solche überzählige Rekruten auf Urlaub und es wurde, wenn eine Stelle in der Eskadron offen geworden war, jedes Mal der passendste unter diesen Beurlaubten ausgesucht und zum Dienste einberufen.

Dabei wurde hauptsächlich darauf gesehen, dass es hübsche und ansehnliche, nicht ganz unbemittelte Leute waren, welche neben ihrer Löhnung noch einen kleinen Zuschuss zu verzehren hatten. Dass ich bei meiner Ankunft in Artern gleich einrangiert wurde, konnte wohl nur dem Umstande beizumessen sein, dass ich mich vorher schriftlich beim Regimente zum Eintritt gemeldet und hierauf vom Rittmeister von Czettritz die Zusicherung meiner sofortigen Einstellung erhalten hatte.

Das Husaren-Regiment war sehr stark und bestand aus 1.065 Mann und 1.002 Pferden. Das Regiment hatte folgende Standquartiere: Artern, wo der Stab und zwei Eskadronen, Cölleda, Wiehe, Schloss Heldrungen, Roßleben, Kindelbrück und Gebesee, wo die übrigen sechs Eskadronen garnisonierten.

Die Pferde waren von polnischer Rasse, da das Regiment seine Remonten aus Polen geliefert bekam, wo die jungen Tiere eingefangen und gekoppelt nach Sachsen gebracht wurden. Es war sehr schwer und kostete viel Mühe, diese unbändigen Tiere, welche das wilde Herumstreifen in den Wäldern Polens gewöhnt waren, zu zähmen und zu dressieren. Denn sie machten sich durch Beißen und Schmeißen nach hinten und vorn oft sehr unangenehm, wenn ihnen jemand zu nahe kam.

So konnte, um nur einen Fall anzuführen, ein neu angekommenes, sehr böses Remontepferd nur mit viel Mühe in den Stall gebracht werden, ließ aber den Husaren, dem es zugeteilt worden war, nicht hinein, indem es, wenn derselbe die Stalltüre aufmachte, wie ein Hund auf denselben zusprang und ihn zu beißen suchte. Es musste daher in der ersten Zeit über dem Stalle ein Brett von den Dielen des Vorbodens in die Höhe gehoben und durch diese Öffnung das Futter in die Krippe herabgeschüttet werden, bis dieses böse Tier nach und nach ruhiger geworden war.

Bei der Dressur dieser polnischen Remontepferde, wozu man die besten Reiter in der Eskadron bestimmte, trugen so manche oft erhebliche Verletzungen davon, denn es kamen beim Stürzen oder Durchgehen der Pferde, außer leichteren Quetschungen, noch Verrenkungen der Fußgelenke oder Beinbrüche vor. Auch war es nicht selten, dass die Korporals und Husaren, welche immer zum Zureiten der Remontepferde gebraucht worden waren, Leistenbrüche bekommen hatten, aber doch seinen Abschied nicht nehmen wollte, sondern nach wie vor mit der angelegten Bruchbandage seinen Dienst verrichtete.

War diese Remonte aber auf der Reitbahn erst gehörig ausgearbeitet worden, so gab es keine besseren Pferde für die leichte Kavallerie, als eben diese polnischen, denn sie waren dann flüchtige Renner und zeigten eine große Ausdauer.

Bei meinem Eintritte in das sächsische Husaren-Regiment hatte dieses weiße Dolmans mit blauen Aufschlägen, Kragen, Borten und Schnüren, hellblaue Pelze mit schwarzem Vorstoße, weißen Borten und weißen Schnüren, rote Schärpen mit weißen Knöpfen, hellblaue Säbeltasche mit dem weißgarnierten Namenszuge des Monarchen. Schwarze hohe Filzmützen, die daran befindlichen und mit dem Eskadronszeichen versehenen Flügel, blau gefüttert mit weißer Borteneinfassung. Weißem Kordon und Federstutz, blaue Mäntel, kurzen ungarischen Stiefeln mit weißen Quasten.

Bei Paraden oder sonst im Dienste zu Fuß wurden weiße wildhäutene Leder- oder Tuchhosen angelegt, die Reithosen waren von blauem Tuch mit schwarzen Streifen an der Seite und Lederbesatz, auch waren die Schabracken blau. Die Offiziere trugen bei Paraden dieselbe Uniform mit silbernen Schnüren und Kordonquasten, außer denselben aber nur einen ungarischen hellblauen Überrock mit schwarzem Kragen und Aufschlägen, weißen Borten und Rundschnüren besetzt, einen dreieckigen Hut mit Federstutz, Kordon und Kokarde.

Im Jahre 1810 wurden die ungarischen Filzmützen, desgleichen die weißen Dolmans und Hosen abgeschafft, an deren Stelle das Regiment Tschakos mit Federstutz, hellblaue Dolmans mit weißen Borten und Schnüren, auch dergleichen Tuchhosen mit weißen Streifen bekam.

Wer von den beim Regimente eingetretenen Freiwilligen die Geldmittel hatte, ließ sich die Uniformen von feinerem Tuch und besserem Pelzbesatz machen, welche außer dem

Dienste getragen werden konnten. Da die runden ungarischen Filzmützen den Nacken gegen Hieb und Stich nicht gehörig deckten, so wurde von den Husaren lange und starke Haarzöpfe, auch außer dem Schnurrbarte noch zwei Seitenlocken im Gesicht getragen, was denselben ein verwegenes und wildes Aussehen gab. Wen daher die Natur mit einem starken Haarwuchse begabt hatte, war stolz darauf und widmete demselben eine sorgfältige Pflege, da ein schönes Haar als eine besondere Zierde im Regimente betrachtet wurde.

Nach meiner Einkleidung begann nun das Exerzieren zu Fuß und zu Pferde. Jeden Abend vor 08.00 Uhr kam der Unteroffizier, zu dessen Korporalschaft ich gehörte, vor mein Quartier und ließ den Ruf vernehmen: „Husar Goethe!“, worauf ich mit einem starken: „Hier!“ antwortete und an die Haustüre eilte, um die vom Rittmeister für den anderen Tag ausgegebenen Befehle zu vernehmen.

Da hieß es nun: „Morgen früh 08.00 Uhr auf die Reitbahn mit Sack und Pack, das Pferd wohl gestriegelt, das Sattelzeug reinlich, Anzug propre: Nachmittags 03.00 Uhr zum Fußexerzieren auf den Rieth an der Salpeterhütte, mit Karabiner, Säbel und Patronentasche, alles gut geputzt.“

Das Exerzieren zu Fuß erstreckte sich auf Parademärsche, Griffe und Wendungen, Fechten mit dem Säbel, Übungen im Schießen, was mir alles nicht sehr schwer wurde. Dagegen fand ich am Exerzieren zu Pferde wenig Gefallen, denn ich war früher nie auf ein Pferd gekommen und sollte nun jetzt auf der Reitbahn stundenlang damit herumtraben und galoppieren, alles nach den Regeln der Reitkunst, mit fest anliegenden Schenkeln, gerader Haltung und regelrechter Führung der Zügel. Zu den Pferden, auf welchen die Rekruten das Reiten lernen sollten, wurden gewöhnlich harte Gänger genommen, welche ihre besonderen Macken hatten, so dass ich nach den beendigten Reitstunden am ganzen Körper zerschlagen war.

In der ersten Zeit, wo ich noch ohne Steigbügel reiten musste, um mich an einen festen Sitz zu gewöhnen, griff ich, als mein Pferd einstmals üble Laune hatte, sich bäumte und hinten ausschlug, in der Angst meines Herzens nach dem Sattelknaufe, um mich daran fest zu halten. Diese unerlaubte Selbsthilfe wurde aber von dem Korporal, der den Reitunterricht erteilte, streng getadelt und mir ein für alle Mal untersagt.

Mit dem Exerzieren zu Fuß und zu Pferde Vormittags und Nachmittags war aber noch nicht die ganze Tagesarbeit vollbracht, sondern ich musste auch noch den Stalldienst lernen, das Pferd striegeln, Futter schütten und tränken, mich im Satteln und Packen üben, das Sattelzeug reinigen, die Streu in Ordnung halten, Säbel, Karabiner und Pistolen putzen, auch die Montierungsstücke rein machen, damit, wenn der Korporal zur Visitation kam, welches des Tages ein, auch zweimal geschah und gewöhnlich zur Zeit des Futterschüttens, derselbe alles in Ordnung fand.

Dass bei dieser vielfachen Beschäftigungen während des Tages wenig Zeit zu meiner Erholung blieb, lässt sich denken, weshalb denn auch, wenn ich mich Abends sehr ermüdet zu Bette legte, das Husarenleben mir nicht mehr so reizend erscheinen wollte, als ich es mir früher vorgestellt hatte. Doch hatte dasselbe auch wieder so manche angenehme Seiten, denn ich fühlte mich als Soldat nicht nur freier und selbstständiger, sondern es gewährte mir auch viel Vergnügen, wenn ich im Husarendolman, den klirrenden Säbel an der Seite und die klingenden Sporen an den ungarischen Stiefeln, in gemessenen Schritten und militärischer Haltung einher stolzieren, frisch und keck in die Welt schauen konnte.

Der Unteroffizier zu dessen Korporalschaft ich gehörte, hieß Apitzsch und war früher Ökonom gewesen. Derselbe behandelte mich gut, war aber im Dienste etwas strenge. Diesen Mann sehe ich noch immer im Geiste lebhaft vor mir

stehen, eine kräftige und schöne Gestalt mit einem großen Schnurrbarte und zwei zierlich gedrehten Seitenlocken im Gesicht, dabei von gemessener militärischer Haltung, stets sauber und nett angezogen, so dass sich an seinem ganzen Anzuge nirgends ein Fältchen zeigte. Dieser Mann erschien mir immer als die wahrhafte Mustergestalt eines Husaren, welche ich stets mit vielem Wohlwollen betrachtete.

Da ich mit der humanen Behandlung, welche jener mir nun als mein nächster Vorgesetzter angedeihen ließ, zufrieden zu sein alle Ursache hatte, so schenkte ich ihm, als ein Zeichen meiner Dankbarkeit, eine Stammliste von unserer Eskadron, welche ich sauber und zierlich angefertigt hatte, worüber er sich derselbe sehr freute.

Diese Stammlisten im Oktavformate mussten nämlich das National eines jeden Mannes der Eskadron in tabellarischer Form enthalten, als: Vor- und Zunamen, Alter, Religion, Geburtsort, Größe nach Zoll, Zahl der Dienstjahre, Charge und Bezeichnung der Feldzüge. Von 127 Unteroffizieren und Husaren, aus welchen die Eskadron bestand, hatte ich daher die einzelnen Nationals in diese Stammliste auszunehmen, was eine mühsame Arbeit war, mir aber eben nicht sehr schwer wurde, da ich in meinen früheren Dienstverhältnissen im Büro des General-Acciskommissars Porst zu Pegau schon Gelegenheit gehabt hatte, mich in tabellarischen Arbeiten zu üben.

Die dem Korporal Apitzsch von mir geschenkte Stammliste fand so vielen Beifall, dass auch der Rittmeister und der Wachtmeister eine solche zu haben wünschten, weshalb ich meine wenigen Freistunden zur Anfertigung derselben verwenden musste. Da ich nun für diese Arbeiten nichts bekam, von der geringen Löhnung eines Husaren aber nur mit der größten Einschränkung zu leben vermochte, ich auch auf einen Zuschuss von meiner Mutter, welche sich als Witwe selbst in einer hilfsbedürftigen Lage befand, nicht rechnen konnte, so musste ich mir noch durch Notenschreiben, da ich früher Unterricht auf dem Klavier

und der Violine gehabt hatte, einen kleinen Nebenverdienst zu erwerben suchen, weshalb ich denn, wenn das Exerzieren beendet war, die Hausarbeit und der Stalldienst besorgt war, oft spät noch in der Nacht bei der Öllampe saß, um entweder Stammlisten auszufertigen oder zu schreiben.

Meine damalige Lage war daher nicht eben sehr beneidenswert, hatte aber doch das Gute, dass ich mich frühzeitig an eine nützliche Tätigkeit gewöhnte, was mir in den späteren Lebensverhältnissen sehr zu statten gekommen ist. Denn ich lernte daher meine Kräfte brauchen und solche zu meinem weiteren Fortkommen in der Welt anwenden, da ich von niemandem eine Unterstützung zu erwarten hatte, mithin lediglich auf mich selbst angewiesen war.

In dieser Zeit ereignete sich der Fall, dass zwei Brüder, mit Namen Herrndorf, Bauernsöhne aus der Gegend von Dresden, mit der Post in Artern ankamen, um sich bei dem Husaren-Regiment zu engagieren. Es waren hübsche und kräftige Burschen, welche auch mit Geld wohl versehen waren, weshalb denn der Oberst sich bewogen fand, beide ausnahmsweise bei seiner Eskadron einstweilen als überzählig einstellen zu lassen. Beim Exerzieren zu Fuß waren diese nun meine Nebenleute geworden, was mir lieb war, da ich dadurch zwei solche lustige Kameraden bekommen hatte, welche in das eintönige Tun und Treiben auf dem Exerzierplatze mehr Leben brachten. Ein jeder von diesen beiden Brüdern hatte seine Säbeltasche jedes Mal mit einem guten Frühstück angefüllt, welches, wenn nach dem Kommandoworten des Korporals: „Gewehr ab, rührt Euch!“ eine Pause eingetreten war, von denselben aus ihren Säbeltaschen hervorgeholt und verzehrt wurde, wovon auch der Korporal und ich jeder seinen Teil bekam.

Dieses gute Leben sollte aber bald ein Ende nehmen, denn der Vater dieser beiden Brüder, welche ohne dessen Einwilligung Dienst genommen hatten, war ihnen

nachgereist und hatte, mit der Post in Artern angekommen, sogleich beim Oberst die Entlassung derselben nun aus dem Grunde begehrt, weil er dem einen sein Gut übergeben, dem anderen aber ein Besitztum in einem benachbarten Dorfe gekauft habe, in welchem Falle, nach den damaligen sächsischen Gesetzen, wegen Ansässigkeit die Entlassung vom Militär gefordert werden konnte.

Der Oberst, welcher in seiner Eskadron gern die schönsten Leute hatte, wollte aber beide Brüder nicht losgeben, sondern wenigstens einen davon zurückbehalten, womit denn sich endlich auch der Vater, nach vielem Zureden, zufrieden erklärte. Es war aber schwer, denjenigen zu bestimmen, welcher mit demselben nach Hause zurückkehren sollte, da beide gern beim Regiment bleiben wollten. Da nun selbst auf die Vorstellung des Vaters keiner von seinen beiden Söhnen mit ihm heim ziehen will, so erklärt denn endlich der Oberst, unter Zustimmung des Vaters, dass nur das Los zwischen beiden entscheiden müsse, welcher von ihnen hier bleiben oder mit dem Vater gehen sollte. Derjenige aber, den das letztere Geschick getroffen hatte, war sehr niedergeschlagen und traurig, als er von mir Abschied nahm, denn er wäre gar zu gern beim Regimente geblieben, wo es ihm sehr gefallen hatte.

Nachdem ich zu Fuß auserziert hatte, sollte ich nun zum ersten Male auf die Wache ziehen. Nur war man wegen des Zopfes in Verlegenheit, da meine Haare noch nicht lang genug gewachsen waren, um einen solchen daraus formieren zu können, weshalb denn der Korporal mir einen falschen Zopf vor der Wachtparade einbinden musste, da ein solcher durchaus nicht fehlen durfte. Das Band, welches denselben an meine Haare befestigte, mochte sich unbemerkt gelockert haben, denn wie ich mit der Ablösung über den Markt nach der Hauptwache marschierte, hatte sich der eingebundene Zopf abgelöst und war auf das Straßenpflaster gefallen.

Ein solches Ereignis war noch nicht da gewesen und erregte zur damaligen Zeit, wo der Gamaschendienst überall noch streng gehandhabt wurde und der Zopf dabei eine bedeutende Rolle spielte, großes Aufsehen. Der Korporal, welcher mir den falschen Zopf eingebunden hatte, wurde daher gleich darüber zur Rede gestellt, kam aber noch mit einem kleinen Verweise davon, da er die Schuld auf meine noch zu kurzen Haare schob. So endete denn dieses komische Zopfdrama damit, dass der Flüchtling herbeigebracht und mir nochmals an den Haaren im Nacken festgebunden wurde und zwar so derb, dass er sich nicht mehr lösen konnte.

Später bekam ich ein so starkes und langes Haar, dass ich von anderen Husaren, welche keinen so reichlichen Haarwuchs hatten, deshalb öfters beneidet wurde, denn mein hellblondes und seidenartiges Haar wallte, in einen mächtigen Zopf gebunden, weit über den Rücken herab.

Zu jener Zeit war nicht allein der Zopf, sondern auch der Stock mit dem Soldatenstande eng verwachsen, denn man konnte sich dazumal keinen Soldaten ohne Zopf und Stock denken. Bei jedem Vergehen wurden Stockschläge als Strafe diktiert und selbst die Korporals konnten bei Nachlässigkeiten, z.B. unterlassenes Futterschütten oder wenn das Zeug nicht gehörig geputzt war, aus eigener Machtvollkommenheit sogleich auf der Stelle, den nachlässigen Husaren mit einer gewissen Zahl Hiebe bestrafen. Zu diesem Behufe führte denn auch jeder Korporal im Dienste ein spanisches Rohr als Zeichen seiner Würde.

Dieses Prügelsystem wurde aber bei den Husaren nicht mit solcher Strenge ausgeübt, als bei anderen Regimentern, welche keine Freiwilligen, sondern nur ausgehobene Leute hatten. Jedem Regimente war nämlich damals ein besonderer Werbedistrikt zugeteilt, in welchem die Ortsbehörden größtenteils nur solche Subjekte zur

Einstellung in das Militär überwiesen, welche den Gemeinden lästig fielen und die daher, als der Faulheit und Liederlichkeit ergeben, gern los sein wollten, indem dazumal der Soldatenstand gewissermaßen auch als eine Korrekptionsanstalt betrachtet wurde. Man konnte also wohl annehmen, dass die Mannschaften der Regimenter, welche sich in den angewiesenen Werbedistrikten rekrutieren mussten, aus der Hefe des Volkes größtenteils zusammengesetzt waren, weshalb denn auch zu jener Zeit der Soldatenstand nicht so geachtet war, wie jetzt, wo namentlich in Preußen ein Jeder verpflichtet ist, im Militär zu dienen, das Stockregiment aufgehört hat und durch angemessenere Strafen mehr auf das Ehrgefühl des Soldaten eingewirkt wird.

Das Tragen des Zopfes und Stockes war übrigens damals nicht allein bei dem Militär üblich, sondern diese Sitte war auch in alle anderen Schichten der menschlichen Gesellschaft eingedrungen. So schritt der ehrbare Bürger am Sonntage mit wohl gepudertem Haarzopfe und einem spanischen Rohre, an dem ein zierlicher Knopf mit einer großen Quaste nicht fehlen durfte, gravitatisch zur Kirche oder in seine geselligen Vereine. Es ist daher nicht zu billigen, wenn man die damalige Sitte, Zopf und Stock zu tragen, jetzt auf alle Weise lächerlich zu machen sucht und mit einer verhöhnenden Verächtlichkeit darauf zurückblickt. Im Fortschreiten der Zeit haben sich zwar so manche andere Sitten und Gebräuche der menschlichen Gesellschaft aufgedrungen, welche aber schlimmer sind als die unschuldigen Zöpfe und Stöcke es waren, welche unsere Vorfahren als eine Zierde und als gewisse Erfordernisse der damaligen Zeit trugen. Denn wo ist die edle Einfachheit, Sparsamkeit und Häuslichkeit, der Fleiß und fromme, bescheidene Sinne unserer Vorfahren hingekommen? Verschwunden sind sie mit dem Zopfe und dem Stocke, an deren Stelle die so genannte Aufklärung gewisse andere

üble Zustände eingeschmuggelt hat, als da sind: Trägheit, Hang zum Luxus und Wohlleben, so dass die Einnahmen mit den Ausgaben in den Familien nicht im Einklange stehen, Unzufriedenheit mit allen staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen, Mangel an religiösem Sinne, Missmut der arbeitenden Klassen, welchen der Lohn ihrer Händearbeit nicht mehr genügt, sondern die scheinlich auf den Wohlhabenden blicken und lieber mit diesem teilen als arbeiten möchten.

Jede Zeit hat ihre Übelstände, aber die damalige, wo von den ehrbaren Bürgern noch Zopf und Stock getragen wurde, war in vieler Hinsicht besser als die jetzige, wo man über beiden den Stab bricht, nicht bedenkend, dass unsere Nachkommen wieder so manche Gebräuche und Sitten, worauf wir uns viel einbilden, sondern und lächerlich finden werden, denn Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche ändern sich mit den Zeiten.

Das Offizierskorps des Husaren-Regiments, welches größtenteils aus gebildeten und humanen Männern bestand, war dem Prügelsystem eben nicht sehr geneigt, wie so manche Vorfälle zeigten. Dasselbe suchte nicht nur die Stöcke nach und nach zu beseitigen, sondern brachten es auch dahin, dass den Korporals untersagt wurde, von denselben einen eigenmächtigen Gebrauch zu machen. Durch diese Anordnung ging nun der eigentliche Zweck verloren, welcher mit dem Tragen dieser Stöcke verbunden war, und es verschwanden schon damals viele derselben im Regimente. Nur die alten Korporals, welche sich nicht gern von ihren spanischen Röhren trennen mochten, trugen solche noch fort, bis sie sich durch folgenden Vorfall zur Ablegung derselben auch veranlasst fanden.

Der Rittmeister von Niesemeuschel⁴ hatte nämlich seinen Wachtmeister Sterzel, welcher das stärkste Rohr im Regimente führte und damit bei jeder Gelegenheit tüchtige

Hiebe austeilte, dasselbe für einen hohen Preis abgekauft und darauf vor seinen Augen gleich zerhacken lassen, woraus denn nicht allein der Wachtmeister, sondern auch die Korporals ersahen, dass der Rittmeister die Stöcke nicht mehr leiden könne, worauf nicht allein in dieser, sondern auch in den anderen Eskadronen, nachdem dieser Vorfall dort bekannt geworden war, zur Freude der Husaren alle Stöcke verschwanden und das damit getriebene Unwesen ein Ende hatte.

Außer den Stockschlägen gab es auch noch andere Strafen beim Regimente, als: einfachen Arrest, Krummschließen, Satteltragen und Steigleder. Das Satteltragen war eine strenge Strafe und es konnte kein Husar damit belegt werden, wenn er nicht vom Militärarzt vorher untersucht und von ihm bescheinigt worden war, dass der dazu Verurteilte vermöge seiner Körperkonstitution diese Strafe auszuhalten im Stande sei. Es wurde ihm nun ein Stallbaum über die eine Achsel gelegt und an jedes Ende derselben ein kompletter Sattel mit den Pistolen in den Halfter gehängt. In dieser balancierenden Stellung musste jetzt der Verurteilte mehrere Stunden hintereinander vor der Hauptwache stehen, was, da der Rücken und die Brust dabei sehr angegriffen wurden, selbst robuste Körper nicht lange auszuhalten vermochten, mithin dann die Strafe auf mehrere Tage und Stunden verteilt werden musste.

Steigleder wurden bei Desertionen von dem Regimentsgericht erkannt, dabei aber unterschieden, ob der Deserteur bloß seine Montierungsstücke oder auch noch das Pferd nebst Sattel und Zeug mitgenommen hatte. Desertionen kamen in Artern nicht selten vor, da der hannoversche Ort Bisenrode unweit Berga an der Nordhäuser Straße nur fünf Stunden von Artern entfernt war, welche mit einem guten Pferde bald zurückgelegt werden konnten. Es kam sogar einmal vor, dass, während die Wachtparade Mittags auf dem Markte versammelt war, ein Husar die Frechheit hatte, vorbei zu sprengen, um zu

desertieren. Obgleich nun zwar einige Korporals sich schleunigst auf die Pferde warfen und den Deserteur verfolgten, so war es ihnen doch nicht gelungen, denselben noch vor Bisenrode einholen zu können, da er ein sehr gutes Pferd gehabt hatte.

War bei einem wieder erlangten Deserteur auf Steigleder erkannt, so stellte sich bei der Exekution die Mannschaft in zwei Reihen auf, den vom Sattelzeuge ausgeschnallten Steigriemen in der Hand. Auf Kommandowort: „Steigleder heraus!“ trat nun der Verurteilte seinen schweren Gang, aber nur im langsamen Schritte durch die Reihen an, da derselbe von zwei Korporals, wovon der eine mit rückwärts gekehrter Säbelspitze vor ihm herging und der zweite mit vorgehaltener Säbelspitze ihm nachfolgte, am schnelleren Gehen gehindert wurde. Dabei hatte man demselben eine Bleikugel in den Mund gegeben, damit er sich im Gefühle des heftigen Schmerzes die Zunge nicht verletzen möchte. Schritt für Schritt empfing er nun von jedem Manne in beiden Reihen einen Hieb mit dem Steigriemen auf den entblößten Rücken, welcher schon im ersten Gange rot und blau, nach dem zweiten Gange aber schwarz aussah und sehr aufgeschwollen war. Hatte der Verurteilte seinen schweren Gang vollendet, so wurde er in das Lazarett geschafft, dort von dem Chirurgen der schrecklich zerlästerte Rücken aufgeschnitten um das geronnene Blut zu beseitigen, was eine sehr schmerzhaft Operation noch war. Denn von den Steigledern wird der Rücken nicht so angegriffen als bei dem Spießrutenlaufen, welche letztere Strafe nur bei der Infanterie vorkam.

Nachdem einige Monate im Garnisonsdienste verstrichen waren, wurden mir die Geschäfte eines Fouriers bei der Eskadron interimistisch übertragen, da der Fourier Thieme, eines Pastors Sohn, krank geworden war. Gleichzeitig übergab mir auch der Oberst von Pflugk, ein alter guter Mann, welcher durch eine in der Jenaer Schlacht erhaltene

Verwundung im Gesichte am Schreiben gehindert war, die Führung seiner Privatrechnungen und Korrespondenzen, wofür mir derselbe eine besondere monatliche Zulage bewilligte.

Auch der Regiments-Adjutant Freiherr von Lindemann⁵ nahm meine Dienste in Anspruch, indem ich nicht nur die an das Generalkommando einzureichenden periodischen Rapporte nebst den dazu gehörigen Tabellen auf das Reine schreiben, sondern auch noch bei dem von den Offizieren des Regiments gebildeten Privattheater, welches vom Regiments-Adjutanten geleitet wurde, die einzelnen Rollen aus den aufzuführenden Stücken extrahieren und noch so manche sonstige Dienstleistungen dabei übernehmen musste, für welche Mühwaltungen ich übrigens sehr gut honoriert wurde und freien Zutritt bei den Vorstellungen hatte.

Nach dem Absterben des Fouriers Thieme wurde auf den Vortrag des Obersten vom Generalkommando meine Anstellung als Fourier genehmigt. Durch die Erhöhung meiner Löhnung und die Nebenverdienste war ich nun in den Stand gesetzt, meine Mutter, welche sich in einer hilfsbedürftigen Lage befand, zu mir nehmen und für ihren Unterhalt sorgen zu können, was immer mein sehnlichster Wunsch gewesen war. Als Fourier hatte ich nicht nur alle bei der Eskadron vorkommende Schreibereien zu besorgen und die Listen zu führen, sondern auch die Löhnungen an die Mannschaften auszuzahlen und die Kriegsartikel bei Paraden vorzulesen.

Im Frieden von Tilsit 1807 war das Herzogtum Warschau aus abgerissenen Stücken vom Königreich Preußen neu gebildet und unter der Souveränität des Königs von Sachsen gestellt worden. Derselbe wollte nun im Jahre 1808 einige Zeit in Warschau residieren, es wurde daher eine Abteilung sächsischer Truppen mobil gemacht, welche im Frühjahre

des gedachten Jahres nach Warschau marschieren und während der Anwesenheit des Königs dort als Besatzung verbleiben sollten.

Hierunter befanden sich auch zwei kombinierte Eskadronen Husaren, wozu die besten Mannschaften und Pferde im Regimente ausgewählt werden sollten. Auch mich traf das Los zum Marsche, indem ich einer von diesen beiden Eskadronen als Fourier zugeteilt wurde. Obgleich ich nun darüber froh war aus dem fortwährenden Einerlei des Garnisonslebens heraus zu kommen, so ging mir doch das Schicksal meiner armen Mutter sehr zu Herzen, welche, nachdem sie erst nur kurze Zeit bei mir gewesen war, durch meinen Marsch nach Polen in ihre frühere hilfsbedürftige Lage wieder zurück versetzt wurde. Der Abschied zwischen Mutter und Sohn war daher ein sehr rührender und obgleich ich ihr versprach, von Zeit zu Zeit zu schreiben und von meiner ersparten Löhnung etwas zu senden, so konnte doch dies zu ihrem Lebensunterhalte nicht ausreichend sein, da ich von der bloßen Löhnung, selbst bei der größten Einschränkung, nur wenig sparen konnte, auch bei der großen Entfernung zwischen Thüringen und Warschau, welche über 100 Meilen beträgt, die Sendungen und Korrespondenzen vielen Schwierigkeiten unterworfen waren. Mit schwerem Herzen und besorgt über das Schicksal meiner guten Mutter, stieg ich zu Pferde, sie aber begleitete die Eskadron, neben meinem Pferd hergehend, eine große Strecke über Artern hinaus, bis ich sie bat, umzukehren und nicht ganz zu verzagen, sondern auf Gott zu vertrauen, der gewiss helfen und uns gesund wieder zusammenführen werde. Nachdem wir unter Tränen nochmals Abschied genommen hatten, marschierte unsere Eskadron bis in die Gegend von Wiehe als dem ersten Marschquartiere, wo auch die zweite Eskadron sich mit uns vereinigte und der Major von Gablenz⁶ das Kommando beider übernahm.

Den folgenden Tag wurde der weitere Marsch nach der vorgeschriebenen Route durch Sachsen und Schlesien bis an die polnische Grenze fortgesetzt und solche bei Frauenstadt überschritten, wo wir Nachtquartier hatten.

Von hier marschierten wir dann über Lissa, Rawicz, Krotoszyn, Ostrowo, Lencziz nach Gora an der Weichsel, als dem vorläufigen Endpunkte unseres Zuges, da wir hier so lange Standquartiere beziehen sollten, bis der König von Sachsen in Warschau eingetroffen sein würde.

Auf dem Marsche durch Polen wurde ich mit zwei Husaren vorausgesendet um Quartiere zu machen, desgleichen Furage und Lebensmittel für die Eskadronen zu beschaffen. Da ich und die beiden Husaren von der polnischen Sprache nichts verstanden, so wäre die Ausführung des mir übertragenen Geschäfts mit vielen Schwierigkeiten verbunden gewesen, hätte ich nicht in den polnischen Orten hier und da Juden angetroffen, welchen ich mich in deutscher Sprache verständlich machen konnte und die ich als Dolmetscher gebrauchen konnte. Denn Münze, Maß, Gewicht und Lebensweise waren hier ganz anders als in Sachsen. So hatte, um nur ein Beispiel aufzuführen: ein polnischer Groschen den Wert von 1½ Pfennig, ein polnischer Gulden den Wert von 5 Neugroschen.

Die Juden, von welchen es fast in jedem polnischen Orte einige gibt, treiben allerlei kleine Handelsgeschäfte, Schlächtereie und Bäckerei, auch haben sie die Schankwirtschaft im Krüge, wie die Dorfschenke dort benannt wird. Es kann nicht im Zwecke dieser Schrift sein, mithin auch nicht in meiner Absicht liegen, ein vollständiges Bild von Polen, wie ich es während des Durchmarsches gefunden habe, zu entwerfen, ich beschränke mich daher nur auf folgende kurze Bemerkung darüber.

Die kleineren Städte in Polen sind unansehnlich, haben weder Umfassungsmauern noch Straßenpflaster, weshalb denn auch der Schmutz bei Regenwetter sehr groß darin ist,